

Nackter, blinder, blöder Wahnsinn

Peter Handke über die Fehler der österreichischen Balkanpolitik, seinen FPÖ-Onkel, das Jugoslawien seiner Träume, den Sprung in seinem Leben und ein Gedicht von Radovan Karadzic.

Von Wolfgang Reiter und Christian Seiler

(Peter Handke nahm mit seinem Artikel "Gerechtigkeit für Serbien" Stellung im Balkankrieg. Seine mit Medienkritik und Polemik gespickte Erzählung zeitigte wütende Reaktionen. Im Gespräch mit „profil“, das in Handkes Haus in Chaville bei Paris stattfand, äußerte sich der Dichter über die Hintergründe seiner Arbeit und deren Folgen. *Erschienen in „profil“ Nr.12, 18.März 1996.*

profil: Der Zerfall Jugoslawiens wurde durch die rasche Anerkennung Sloweniens und Kroatiens durch Österreich und Deutschland beschleunigt. Wieviel hat die österreichische Außenpolitik zum Konflikt auf dem Balkan beigetragen?

Handke: Ich war fassungslos, wie schnell oder vorschnell - damals alles klar beziehungsweise schon vorbereitet war. Ich kenne den Alois Mock ein bisschen und kann mir nicht vorstellen, dass er aus Böswilligkeit gehandelt hat, sondern nur aus fast archetypischer, mitläuferischer Ahnungslosigkeit. Die österreichische Presse war ja schon vorher so ungeheuerlich borniert, wie ich es zwar von Kindesbeinen an gewöhnt war, aber wie ich es so atombombenhaft nie erlebt habe. Sogar ein Mann wie Günther Nenning, der ab und zu lichte Momente hat, hat damals kräftig in eine - man kann das Wort nicht vermeiden - Hetze gegen die Serben zugunsten der mitteleuropäischen Slowenen hineingeschlagen.

Was verstehen Sie unter Hetze?

So eine nackte, geile Kriegsstimmung. Mit den ersten Anzeichen eines zerfallenden Jugoslawien ging es in Österreich unisono los. Und ordentlich wurde da mitgetan am Zerfall von Jugoslawien. Unverzeihlich, für ewig unverzeihlich. Ich hab' mein Leben lang nicht so etwas Scheußliches erlebt. Ich dachte, das gehöre für immer der Vergangenheit an. Die Slowenen, die immer als Tschuschen unter anderen Tschuschen galten, waren plötzlich die tapferen südlichen Brüder gegen den Panzerkommunismus, während die Wirklichkeit doch so war, dass die hunds jämmerlich armen Soldaten der jugoslawischen Armee überhaupt nicht wussten, was sie tun sollten, und die Grenzen des alten Jugoslawien bewahren wollten.

Was werfen Sie der österreichischen Regierung konkret für diese Zeit vor?

Ich kann nicht verstehen, dass der Bundeskanzler seinem Außenminister nicht bedeutet hat, worum es geht. Der nackte, blöde, blinde Wahnsinn ist ausgebrochen.

Vranitzky hat sich vehement gegen das Vorschnellen der ÖVP und von Alois Mock in der Anerkennungsfrage gewehrt.

Indem er ganz und gar anders gehandelt hätte, wäre es nicht nur der Moment des Franz Vranitzky in seinem geschichtlichen Leben gewesen, sondern auch der Moment des österreichischen Sozialismus. Da hat der Sozialismus in Österreich entsetzlich versagt.

Glauben Sie, dass es Vranitzky und die SPÖ in der Hand gehabt hätten, das Unheil in Jugoslawien abzuwenden?

Ja, absolut. Aber der Einspruch hätte so klar wie nur etwas sein müssen. Auch der Einspruch der deutschen Sozialdemokraten, die nicht an der Macht waren, hätte klar stattfinden müssen. Sie wussten alles besser und haben alles schlechter gemacht.

Alois Mock betrieb seine Jugoslawien-Politik mit vehementem Engagement, geradezu mit Herz ...

... mit Herz hat das überhaupt nichts zu tun, ich lasse nichts über das Herz kommen. Das war eine äußerst aggressive, eine atavistische Politik, die über die Generationen in den Österreichern gesteckt hat. Eine atavistische Gewalt ist noch um ein paar Grad verfaulter als die erste Gewalt. Denn die erste Gewalt gegen Serbien kann man fast noch rationalisieren. Da war das Ende des österreichischen Imperiums, und die Serben haben das sozusagen in die Wege geleitet. Aber die Gewalt jetzt - und es ist Gewalt, was die österreichische Regierung unter der Verantwortung des Herrn Mock und auch des Franz Vranitzky gemacht hat - ist eine faulere Gewalt, die aus dem Sumpf der Generationen kam. Mehr weiß ich auch nicht. Man müsste Shakespeare sein, um das besser darzustellen.

Sehen Sie eine Möglichkeit für die österreichische Politik, in Jugoslawien etwas gutzumachen?

Sie muss, sie muss! Doch so wie die Dinge stehen, wird das wahrscheinlich nicht geschehen. Selbst die Politiker, die bewusst oder unbewusst am Zerfall Jugoslawiens mitgewirkt haben, müssen sehen, dass sie Serbien nicht einfach ausschließen können. Der einzige Staat, der von der gegenwärtigen Lösung etwas hat, ist Deutschland. Deutschland hat jedes Interesse daran, dass es möglichst viele sklavenfähige, auf die Wirtschaftsmacht Deutschland ausgerichtete Kleinstaaten gibt. Das wird immer klarer werden.

Hat Sie eine persönliche Scham über die österreichische Politik dazu motiviert, "Gerechtigkeit für Serbien" einzufordern?

Nein. Ich habe keinen Einblick in die österreichische Politik, kenne keine Geheimnisse. Ich bin ausnahmslos von den innerjugoslawischen Daten und Fakten ausgegangen - und mehr noch von den deutschen Zeitungsreaktionen. Die sind mir nach wie vor ein Rätsel. Es gibt viele Legenden dazu, wie zum Beispiel, dass der deutsche Geheimdienst in Kroatien das alles betrieben hätte. Doch das ist nicht mein Fach, darüber gibt es plausible und weniger plausible Vermutungen. Da müssen Sie einen anderen fragen.

John le Carre?

Vielleicht, ja. Der wüsste viel mehr, wie so etwas geht.

Wenn Sie das Wort „Jugoslawien“ hören, denken Sie automatisch an den Krieg?

Wenn ich in Übereinstimmung mit meiner eigenen Lebensgeschichte bin, denke ich nicht: Krieg. Dann denke ich zum Beispiel an einen der Brüder meiner Mutter, der in der Zeit von 1932 bis 1937 die Landwirtschaftsschule in Maribor besucht hat. Viele Bilder, die ich habe, beruhen auf seinen Erzählungen von dieser relativ friedlichen und arbeitsamen Zeit. Es war die Zeit, als mein Onkel ein bewusster Slowene geworden ist und als überzeugter Slowene nach Kärnten heimkam. Er wurde dann gegenüber der Familie zum Agitator. Die Schwester meiner Mutter sagte, ihr Bruder habe, indem er als nationaler Slowene zurückkam, den Krieg in die Familie getragen. Auch daran zeigt sich schon wieder, dass es gar nicht so friedlich ist, was ich im Sinn habe.

Wie war das Verhältnis der Familie Ihrer Mutter zum Vielvölkerstaat Jugoslawien?

Ich bin ziemlich sicher, dass mein Großvater an Jugoslawien hing, allein wegen der Tatsache, dass er bei der Kärntner Volksabstimmung für Jugoslawien gestimmt hat. Meine Mutter fühlte sich auch sehr hingezogen, der Bruder meiner Mutter wiederum, der einzige überlebende Mann aus der Familie, wurde nach dem Krieg seltsamerweise als Slowene zum Deutschnationalen. Er war der einzige, dem sein Leben - als Zimmerermeister - geglückt ist, und wurde Gemeinderat der FPÖ. Das hing wiederum damit zusammen, dass er einen Obstgarten mit einem villenartigen Haus kaufte, ohne zu wissen, dass dieser Besitz Juden gehört hatte und enteignet worden war. Er, der davon nicht gewusst hatte, musste nach dem Krieg dafür Entschädigung zahlen. Dadurch wurde er nach dem Krieg eine Art Antisemit. Es gab also immer eine Art Zwist in der Familie, der allerdings nie ausgetragen wurde.

Wie haben Sie Ihr persönliches Verhältnis zu Jugoslawien ausgebildet?

Während meiner Internatszeit hatte ich sogar Aggressionen gegen das Slowenische, um nicht von Jugoslawien zu sprechen. Die slowenischen Schüler im Internat haben sich nämlich zusammengeschlossen, Gesangszirkel, Schachzirkel, Sprachzirkel gebildet, während Leute wie ich, die dazwischenstanden, ganz für sich blieben und in ihrer Isolation eine Art Neid bildeten gegenüber denen, die sich in einer Gruppe fanden.

War diese Zeit in Kärnten nicht vom problematischen Verhältnis zwischen Österreich und Jugoslawien geprägt?

Es herrschte ein gewaltiges Grenzlandbewusstsein, von dem Kärnten ja immer noch bestimmt ist. Die Grenzwachstimmung ist ja nicht gerade das Freieste, was ein Mensch erleben kann.

Sie sprechen von Ihrer Situation zwischen den deutschen und den slowenischen Schülergruppen. In dieser Situation sind offensichtlich auch jene im ehemaligen Jugoslawien, die sich keiner der ethnischen Gruppen zugehörig fühlen wollen.

Hätte ich das Recht, mich Jugoslawe zu nennen - was ich ja nicht kann, weil ich österreichischer Staatsbürger bin -, würde ich mich im Bewusstsein, im Geist, im Verstand, in der Seele - auch in meinem Raummaß - gern als *Jugoslawe* bezeichnen.

Ist Ihr Artikel aus demselben Gefühl des Verlustes entstanden wie Ihr Nachruf auf Slowenien („Der Abschied des Träumers vom neunten Land“)?

Da ist keine Parallele zu ziehen, Slowenien war ein ganz anderer Verlust. Serbien war und ist für mich ein fremdes Land. Ich bin ganz und gar nicht dorthin gegangen, um wieder eine Heimat zu finden.

Warum haben Sie sich nach 24 Jahren erstmals wieder entschieden, einen Text öffentlich vorzulesen?

Da bin ich mir selber nicht klar. Nach den Reaktionen auf meinen Artikel, nachdem Dinge in der Zeitung standen, die ich nicht fassen konnte, dachte ich: Ich muss das vorlesen.

Hatten Sie etwas über den Text hinaus mitzuteilen?

Ich spürte beim Vorlesen, dass er ist wie eine Ballade. Nicht im Sinn von Ginzkey oder Fontane oder Gottfried August Bürger, sondern wie von Bruce Springsteen. Nur singe ich halt nicht.

Sie wollen nicht diskutieren, kommen bei Ihren Lesungen aber in direkten Kontakt mit Ihren Gegnern.

Als ich in Frankfurt mit dem Auto am Theatereingang vorbeifuhr, sah ich zu meiner Überraschung all die Transparente und Särge, die vor dem Schauspielhaus aufgestellt waren. Ich dachte mir: Da kannst du nicht vorbeifahren. Ich stieg aus und bekam ein Flugblatt gegen mich selbst in die Hand gedrückt. Die haben mich zuerst gar nicht erkannt. Dann kam der Capo der Protestierer und redete etwa zwanzig Minuten lang auf mich ein. Erstaunlich war, dass er während der ganzen Zeit von mir kein einziges Wort erwartete. Es war fast beängstigend: Meine Gegner wollten kein Gespräch! Das hat mir nicht gefallen. Dass man mit dem Elend so erpresserisch umgeht. Die Leute - es waren gewiss Kriegssopfer unter ihnen - kamen mir wie Puppen vor.

Nach der Lesung in Frankfurt wurden Sie gefragt, ob Sie Ihren Artikel angesichts der vielfältigen Reaktionen verändern würden. Sie erklärten, Sie würden ihn höchstens an gewissen Stellen verschärfen. Wo?

Das habe ich in der Erleichterung, dass die Lesung vorbei war und die Zuhörer angesprochen hat, unbedacht gesagt. Ich würde nichts ändern. Der Text ist scharf genug und weit genug.

Kein Argument Ihrer Kritiker hat Sie überzeugt? Zum Beispiel, dass Sie mit der Frage, wer der Aggressor im Balkankrieg sei, leichtfertig umgegangen seien?

Ich habe in meinem Text zu entfalten versucht, dass der Krieg provoziert wurde, in-dem die 600.000 Serben aus der Verwaltungseinheit Kroatien in einen Staat Kroatien überführt wurden. Ich habe eine Frage

formuliert: Könnte man das nicht auch als erste Aggression ansehen? Da habe ich nichts zurückzunehmen. Ebenso mit der Gründung des muslimischen Staates. 35 Prozent Serben auf einem plötzlich zum fremden Staatsgebiet erklärten Land, das konnte nur Krieg bedeuten. Ich frage: Wer war der Aggressor? Diese Frage kann ich auch nicht zurücknehmen. Der schleichendste Vorwurf aber stand in der „Neuen Zürcher Zeitung“: Ich hätte in meinem Text alle Einwände vorbedacht. Eine Grübeleien, die ein Mensch wie ich über all die Jahre mit sich selbst betreibt, eine Bewusstseinsforschung, wird als Spiel mit möglichen Einwänden ausgegeben. Das ist von allen niedrigen Vorwürfen der niedrigste, weil er zugleich als der schlaueste auftritt. Verzeihen Sie mir das Pathos: Nächte der Schlaflosigkeit habe ich über der Frage verbracht, ob ich die kleinen Wehwehchen in Serbien aufführen und das große Leid in Bosnien vergessen oder verwässern kann. Und dass mir nun unterstellt wird, ich hätte mit dem Text Strategie betrieben, ist das Oberschlaue und das Unter-dem-Hund-Seiende an der Kritik an mir.

Haben Sie also das Gefühl, alles richtig gemacht zu haben?

Was könnte ich mir sagen, falsch gemacht zu haben? Die Reaktionen haben so stark auf mich gewirkt, dass körperlich der Gedanke entstand: Ich muss etwas falsch gemacht haben. Doch das hat sich nicht ins Denken übersetzt. Bis jetzt nicht. Fragen Sie mich in einem Jahr wieder.

Ein oft geäußelter Kritikpunkt hieß, Sie wüssten zuwenig über Jugoslawien.

Der Einwand ist sehr beliebt. Wer weiß schon etwas? Ich sage schließlich an einer Stelle: „Niemand kennt Serbien“, in Paraphrase zur Erzählung von Thomas Wolfe, „Nur die Toten kennen Brooklyn“. Nie in meinem Leben wollte ich mit Wissen prunken. Doch was Jugoslawien betrifft, bilde ich mir doch ein, um einiges mehr zu wissen, zu ahnen und zu spüren als nicht so wenige der Journalisten, die darüber geschrieben haben. Viele von ihnen waren Revanchisten, auch zu Recht, weil sie nach Titos Machtübernahme als Kollaborateure der Deutschen oder als Deutschstämmige mehr als penibel Jugoslawien verlassen mussten, das auch ihr Land war. Gibt es nur solche Revanchisten oder Nachkommen der Revanchisten, die über Jugoslawien schreiben? Oder die springlebendigen jungen Reporter, die vorher überhaupt nicht wussten, was Jugoslawien war? Mir fehlen die Dritten. So Leute wie ich. Oder wie Kusturica, der Regisseur des Films „Underground“. Für die das große Jugoslawien etwas bedeutet hat. Für die das kein totalitärer Staat war. Als Jugoslawien anfing, mir etwas zu bedeuten, war Tito schon am Verwesen, und Jugoslawien war schon ein relativ liberaler Staat. Es haben mir über die Jahre diese dritten Leute gefehlt, jetzt ist es zu spät. Diese dritten Leute sind Sänger, Filmemacher, vielleicht auch Sportler. Wenn ich an die großen Basketballspieler aus Montenegro, aus Serbien, aus Kroatien denke, die untereinander auch Jugoslawien gebildet haben, frage ich mich, was mit deren Land geschehen ist. Und die Alten, die das Jugoslawien im Krieg erkämpft haben, als Partisanen - warum nicht das Wort verwenden -, denen Jugoslawien gehört und gebührt hat. Was machen diese alten Krieger? Die haben jetzt überhaupt nichts mehr. Auch in Slowenien und Kroatien. Die sind um ihren doch ziemlich gerechten Kampf betrogen worden. Es sind die, die nach Titos Tod ein ganz anderes, ein drittes Jugoslawien wollten, nicht das königliche, nicht das kommunistische.

Hielten Sie so ein Jugoslawien jemals für realistisch?

Das dritte Jugoslawien war auf dem Weg. Ich weiß das. Ich hab' das gespürt. Die alten Kämpfer und die jungen Enthusiasten sind betrogen worden. Nicht nur von den einheimischen Politikern, aber vor allen von denen: von den serbischen Nationalisten und von den kroatischen und von den slowenischen, aber auch von den muslimischen. Izetbegovic ist für mich um keinen Hauch besser als Tudjman oder Milosevic.

Emir Kusturica wurde unterstellt, er verherrliche mit seinem Film „Underground“ Titos Jugoslawien.

Was Kusturica erzählt hat, muss erzählt werden. Das ist keine Nostalgie. Das ist keine Nacherzählung. Das ist eine Vorerzählung. Auch wenn es in hundert Jahren keine Wirkung hat. Es wird das Modell eines Blicks bleiben.

Der Entwurf Jugoslawiens spielt in Ihrem Artikel kaum eine Rolle mehr.

Es hat mich getrieben, das Land zu öffnen. An keiner Stelle meines Textes steht, dass ich das heutige Regime rechtfertige. Man sagt mir jetzt, man habe ohnedies gewusst, dass dort auch Menschen leben. Das ist für mich einer der scheinheiligsten Sätze. Denn vielleicht hat man gewusst, dass in Serbien auch

Menschen leben, aber man hat es nicht gespürt. Darüber, dass es mir gelungen ist, das spürbar zu machen, freue ich mich.

Kamen Sie nach Ihrem Artikel mit Kusturica zusammen?

Er hat den Text erst jetzt, nachdem er in der serbischen Wochenzeitung „Nin“ erschienen ist, gelesen. Dann hat er mich angerufen. Wir haben uns in seinem Haus in der Normandie getroffen und, glaube ich, nicht schlecht verstanden. Wir haben beschlossen mit dem Geld, das ich jetzt durch die Lesungen einnehme, etwas zu leisten: Wir werden das Geld nicht für „humanitäre Zwecke“ verwenden, sondern für etwas, was dem nicht unbedingt widerspricht: eine Bar im ehemaligen Kriegsgebiet, mit Jukebox, Flipper und vielleicht noch besseren Sachen.

In Sarajevo?

Kusturicas Familie fühlt sich in Sarajevo bedroht. Nein, vielleicht in Visegrad, weil das die Stadt von Ivo Andric war. Oder vielleicht irgendwo in Montenegro.

Haben Sie abgesehen, dass Ihr Artikel Reaktionen dieses Ausmaßes zeitigen würde?

Ich weiß es schon nicht mehr. Ich war gespannt, wie er aufgenommen würde. Während der zwei Erscheinungstermine der Geschichte bin ich auch nach Spanien wandern gegangen, um mich zu wappnen gegen das, was ich kommen spürte. Und es war dann doch wieder ganz anders. Wann immer ich mir als Autor vorgestellt habe, was man gegen meinen Text sagen könnte: Es kam immer schlimmer.

Haben Sie die Verteidigungsmechanismen der von Ihnen angegriffenen Medien nicht abgesehen?

Die Mechanismen waren mir schon klar, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass es so primitiv vor sich gehen würde. Und dass es bis jetzt so gleichbleibend primitiv bleiben würde. In der „Presse“ erschien das Foto eines verstümmelten Kriegsoffiziers, und die Legende hieß: „Peter Handke, nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen?“ Ich war schon richtig neugierig darauf, welche Variante von Niedrigkeit der nächste Tag bringen würde. Und ich bin nie enttäuscht worden. Der Herr Gauß hat in der „Presse“ geschrieben, ich sei den jugoslawischen Deserteuren mit meinen Artikeln in den Rücken gefallen. Das ist nicht schlecht an Gemeinheit. Die einzige Unterschrift, die ich während der viereinhalb Jahre dieses Krieges geleistet habe, war ein Aufruf, die jugoslawischen Deserteure straffrei zurückkehren zu lassen. Und wenn ich mit einem Politiker in Jugoslawien reden würde, in der Hoffnung, dass es etwas nützt, würde ich deswegen reden.

Was fühlen Sie angesichts solcher Reaktionen?

Zuerst bin ich getroffen, dann beginne ich blöd zu grinsen.

Auf welche Position ziehen Sie sich also angesichts all der Kritik zurück?

Gleich, welche Schmähung gegen mich - der ich ein Nichts bin oder ein vergreisender Dichter-Jüngling - vorgetragen wird: Das soll sein, wie es ist. Was nicht sein darf ist, dass ich den in Jugoslawien jede Sekunde stattfindenden Schmerz aus den Augen verliere. Das war beim Schreiben das mich Leitende. Wie ich mit meinem weiteren Leben als Schreiber umgehen werde, weiß ich nicht. Mein Schreiber-Leben hat einen Sprung bekommen. Einen Sprung wie bei einem Gefäß oder einen Sprung wie *hic Rodos hic salta*, da bin ich mir selbst noch nicht sicher. Etwas wird dazukommen müssen, etwas, was ich immer abgelehnt habe: Historie. Geschichte. Oder es wird überhaupt nichts mehr sein.

Sie können nach dieser Erfahrung also nicht mehr weiterschreiben, wie Sie vorher geschrieben haben?

Das scheint mir so.

Sie haben nicht an der Verhöhnung von Serbenführer Radovan Karadzic als miserablem Dichter teilgenommen. In einer Glosse der „Süddeutschen Zeitung“ stand über seine Gedichte, da könne man gleich die Bilder von Hitler ausstellen.

Ich war nicht froh über diesen Vergleich. Heute bekam ich diese Zeitschrift mit Karadzic' Gedichten zugeschickt, hab' sie aber noch nicht gelesen. (Steht auf, sucht in der Post, findet eine Literaturzeitschrift, in der auf mehreren Seiten Gedichte von Karadzic auf serbisch und deutsch abgedruckt sind.)

Können Sie's auf serbisch lesen?

Handke (entziffert die kyrillische Schrift): *Wir sind an das Ende der Welt gelangt / vor das letzte Haus / das langsam alt wird. / Lasst uns wieder das uralte Feuer entfachen / Im Inneren sind Asthma und Alter / der graue Star hat die Fenster getrübt. / Wir sind allein / wir und ein wenig Liebe I... I Unter einem Himmel, der langsam alt wird ...*

Man kann nicht sagen, dass das ein Dreck ist, oder? Das könnte auch Alfred Kolleritsch geschrieben haben oder Ilse Aichinger.